

Verhalten, Handeln, Interagieren

Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie

Stefan Hirschauer

Pierre Bourdieus Kritik des scholastischen Denkens hat ein Bias der Sozial- und Kulturwissenschaften identifiziert, der sowohl gravierender als auch schwerer zu beheben ist als die bekannten Partikularismen sozialer Mitgliedschaften: etwa Andro- und Eurozentrismus. Er ist deshalb so tückisch, weil er den Erfolgsbedingungen dieser Fächer – ihrer Differenzierung vom alltagsweltlichen Denken – entspringt. Der Epistemozentrismus ist eine *déformation professionnelle*. Bourdieu etablierte damit eine Alterität der Praktiken: Praxis ist das, was *nicht* Theorie ist, das Andere der Sozialwissenschaft. Der von ihm gesetzte Stachel lautet: »daß schon das Nachdenken über die Praxis und das Sprechen über sie uns von der Praxis trennt« (Bourdieu 2001: 67).

Auch wenn Bourdieu ›die Praxis‹ auf diesem Wege exotisierte, weil er die eigenen Praktiken der Soziologie nicht hinreichend beleuchtete, so gibt es beim Blick auf den Stand der Dinge der Praxistheorien doch Anlass, seinen erkenntniskritischen Verdacht erneut aufzunehmen. Zwar gehört zum Markenkern aller Praxistheorie die Frontstellung zu rationalistischen Handlungstheorien – man ist sich einig, was Handeln *nicht* ist – danach aber gabeln sich recht schnell die Wege, vor allem die von Poststrukturalismus und praxeologischer Mikrosoziologie. Es gibt da ein paar Spannungen im Fundament. Dieser Aufsatz ist ein Beitrag zur Entwicklung und Klärung des Vokabulars. Er macht einige Begriffsvorschläge und benennt ein paar Baustellen. Ich will zunächst auf drei Vorteile aufmerksam machen, die die Vorstellung vom Handeln als Praxis mit sich bringt: den Verzicht auf eine anthropologische Distinktion des Handelns vom Verhalten, eine Auffächerung unterschiedlicher *Aktivitätsniveaus* (1.) und eine Konzeption des Handelns als *Koaktivität*, die eine Öffnung für Artefakte als Partizipanden des Handelns erlaubt (2.). Anschließend betrachte ich das Interagieren als Prototyp eines sozial *verteilten Handelns*, das die problematische Unterscheidung von ›doings‹ und ›sayings‹ unterläuft und eine genuin soziologische Dezentrierung des Subjektes begründet. Überdies

sind Interaktionen als Fall visueller Kommunikation ein anderer Ort der Zirkulation von Zeichen als Diskurse (3.). Vor diesem Hintergrund mache ich einen Vorschlag für einen methodologisch differenzierten Gebrauch der Begriffe Tätigkeit, Handlung und Praktik (4.), die zugleich mit unterschiedlichen Vorstellungen von menschlichen Partizipanden als Akteure, Subjekte und Teilnehmer verbunden sind (5.). Abschließend werfe ich die Frage nach dem Verhältnis von Praktiken und sozialer Differenzierung auf (6.). Mein Hauptanliegen ist es, darauf hinzuweisen, dass der praxistheoretische Denkstil ohne stärkere Berücksichtigung des Interagierens zurückgeworfen wird auf den singularisierten Akteur und die Sprache. Dieses Risiko ist angelegt im latenten Handlungs/Struktur-Rahmen bei Bourdieu und in intellektualistischen Restbeständen im praxistheoretischen Denken.

1. HANDELN UND VERHALTEN

Die Begriffe Praxis und Praktiken sind ein Nachfolgekonzept für *Handlungen*, das die tätige und situierte Seite des Handelns und Verhaltens sowie eine vom Akteur dezentrierte Verteilung von Tätigkeit hervorhebt. Von Handlungstheorien aus betrachtet, sind Praktiken im Wesentlichen Handlungen ohne ›Akteure‹, nämlich ein Strom des Handelns ohne Stilisierung eines souveränen Zentrums und rationalen Ursprungs. Praktiken sind primär eine neue, Individuen dezentrierende Art, das Handeln zu konzipieren. Außerdem wird das Handeln in Praxistheorien in Abgrenzung zu rationalistischen und intentionalistischen Handlungstheorien materialistischer verstanden. ›Praxis‹ ist der körperliche Vollzug sozialer Phänomene. ›Praktiken‹ sind bestimmbare Formen dieses Vollzugs: Typen von Aktivitäten, Weisen des Handelns, Verhaltensmuster, Interaktionsformen. Menschliches Handeln und Verhalten – d.h. Praxis – findet also im Rahmen von Praktiken statt, d.h. im Rahmen von kulturell vorstrukturierten *ways of doing*, in deren Verlaufsmuster sich Handelnde bei ihrem Tun verwickeln. Praktiken sind situationsübergreifende analytische Einheiten, die das Handeln auf eine neue, kultursoziologische Weise betrachten lassen. Wer bestimmte Handlungen ausführt, nimmt an der (schon vorstrukturierten) Praktik des X teil. Insofern wollen Praxistheorien Theorien des Handelns sein, die dieses herausgelöst aus der alten Entgegensetzung von Handlung und Struktur betrachten.

Von Handeln *und* Verhalten ist zu sprechen, weil Praxistheorien mit ihrem materialistischen Blick bis ›hinunter‹ auf Bewegungen tiefer ansetzen als Handlungstheorien. Handeln ist auch ›sich verhalten können‹. Es gibt drei Ressourcen eines solchen kulturell kompetenten Verhaltens: den gekonnten Einsatz des sozialisierten *Körpers*, den geschickten Gebrauch von *Dingen*, und den korrekten Gebrauch von *Zeichen*. Es sind Dimensionen, die in den meis-

ten Praktiken verschmelzen, deren Hervortreten aber auch für eine einfache deskriptive Typologie genutzt werden kann: Es gibt Praktiken, in denen das körperliche *Agieren* (etwa der Kampf), das *Hantieren* mit Dingen, oder das *Kommunizieren* (der Gebrauch von Zeichen) im Vordergrund stehen.

Max Weber (1972: 10ff.) definierte das Handeln in einem Gegensatz zum bloßen Verhalten als ein subjektiv *sinnhaftes* Tun. Er meinte allerdings, dass sich beim Gewohnheitshandeln (und beim affektuellen) diese Sinnhaftigkeit verliere – es nähere sich wieder dem bloßen Verhalten. Was wird aus diesem Sinnkriterium, wenn man das Gewohnheitshandeln nicht wie Weber als ›modern‹ marginalisiert, sondern es wie die Praxistheorien als eigentliches Fundament der Strukturiertheit des Sozialen rehabilitiert (Reckwitz 2003: 294)? Die strukturalistische Tradition in den Praxistheorien legt die Antwort nahe, dass der Sinn aus kulturellen *Wissensordnungen* kommt: ein System von Differenzen nach dem Modell der Sprache. Dabei soll es aber nicht allein um diskursives Wissen gehen, sondern um ein Wissen, das in körperlichen Skills und praktischen Schemata verankert ist. Der Sinn unseres Gewohnheitshandelns stammt primär aus kollektiven ›Gepflogenheiten‹, die es wie eine Grammatik regulieren.

Neben der strukturalistischen Theorie der Semiose gibt es aber auch eine in den aktuellen Syntheseversuchen der Praxistheorien vernachlässigte pragmatistische Tradition, zu der Saussures und Webers amerikanischer Zeitgenosse George Herbert Mead gehört. Sinn entspringt in seinem Denkstil nicht der Relation zweier distinkter Zeichen, sondern der Beziehung zweier interagierender Lebewesen. Der empirische Modellfall ist hier nicht die Sprache, sondern die Interaktion. Sein grundsätzlicher Vorteil für die Entwicklung der Praxistheorien liegt darin, dass er sich nicht so verdächtig eng am vorrangigen Arbeitsmittel von Intellektuellen orientiert. Interessant ist Meads Ansatz aber auch für die Frage, wo die Sozialität des Handelns zu verorten ist. Während bei Weber das soziale Handeln erst dem subjektiv sinnhaften Verhalten aufsitzt, wird bei Mead schon das elementare Sich-Verhalten als etwas Soziales gefasst. Statt singulärer Akte sinnbegabter Individuen findet sich ein durchgehender Aktivitätsfluss, der für das einzelne Lebewesen mit modalen Schwankungen zwischen Routine und reflexiver Problemlösung abläuft, dessen Normalfall aber ein *gemeinsames* Handeln ist. Vermutlich sind die theoretischen Intuitionen von Weber und Mead auch durch deren Muttersprachen gesteuert worden. Webers ›Handlung‹ wirkt inspiriert durch einen Wortstamm, der einen Körperteil als ausführendes Organ eines denkenden und entscheidenden Individuums enthält: ›Handeln‹ heißt, dessen vorgängige geistige Entwürfe umzusetzen. Das amerikanische ›act(ing)‹ evoziert dagegen eine Theaterwelt (wie später explizit bei Goffman), in der es um das *gemeinsame Darstellen* einer (dramatischen) ›Handlung‹ geht. Dieses ›acting‹ ist nicht primär zu koordinieren, sondern auf Parts in einem Ensemble zu *verteilen*.

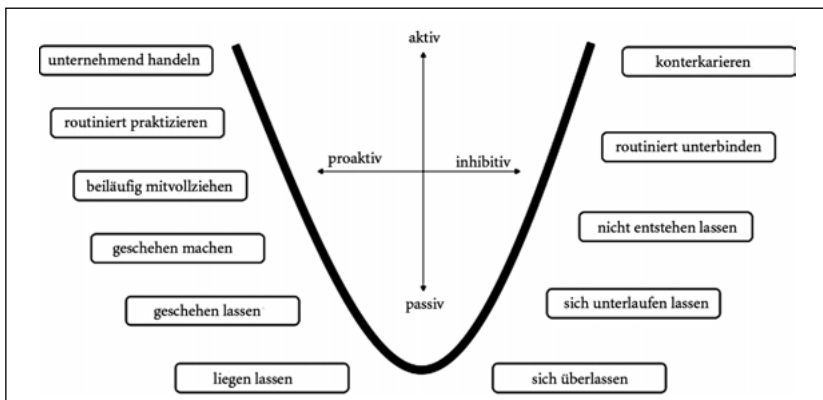
In Webers Unterscheidung des Handelns vom Verhalten über den ›subjektiv gemeinten Sinn‹ steckt außerdem eine Auszeichnung menschlicher Akteure. Der Handlungsbegriff wird sozusagen anthropozentrisch eingeführt, als Distinktionsbegriff gegenüber ›bloßem Verhalten‹. Wenn die Praxistheorien statt des zweckrationalen das Gewohnheitshandeln mit geringer Bewusstseinsbeteiligung ins Zentrum stellen, fahren sie in einer nachmodernen Perspektive das Menschliche am Handeln wieder herunter. Sie nehmen eine spezieisistische Distinktion in den Grundbegriffen der Soziologie zurück. Homo sapiens sapiens ist ein *animal symbolicum* (Ernst Cassirer). Vergleicht man es unbefangen mit anderen Entitäten, lässt sich feststellen, dass sich auch Menschen oft impulsiv wie Tiere *verhalten* und reagieren, oder dass ihre Körper auch physische Wirkungen haben und herumstehen oder -liegen wie viele Dinge.¹ Mit dem Antirationalismus der Praxistheorien lässt sich insofern auch das Animalische am Menschen rehabilitieren: Vieles Interagieren ist Reagieren, vieles Darstellen ist ›sich verhalten‹, vieles Tun ist eher Kampf als Kommunikation, manches Arbeiten ist bloß ein Sich-Beschäftigen und ›Rummachen‹. Auch deshalb ist es nur konsequent, anstelle der Intersubjektivität die Repetitivität von Praktiken als zentrales Explanandum zu identifizieren (Reckwitz 2003: 292). Menschliche Aktivitäten sind weniger Kreationen eines Akteurs als Exemplare einer Spezies, sie teilen kulturelle Verhaltensprogramme. Insofern versäumt es Bruno Latour (2001) in seiner treffenden Ironie über die artefaktvergessene Mikrosoziologie als nur Pavianen angemessenem Ansatz, die Interaktionsforschung auch als eine ›Pavianforschung‹ zu *würdigen*. Latour preist eine überraschend vielfältige Aktivität der Dinge neben dem erfinderischen Handeln der Ingenieure; die von Mead inspirierte Mikrosoziologie (etwa von Garfinkel oder Goffman) sah die Menschen sich die meiste Zeit nur verhalten. Sie ist eine soziologische Verhaltenswissenschaft.

Dabei hat man Verhalten und Handeln nicht gleichgesetzt. Der verhaltenswissenschaftliche Weg vom Verhalten zum Handeln führt nicht wie der geisteswissenschaftliche über den subjektiv gemeinten Sinn und einen vorgängigen Handlungsentwurf, sondern über eine wachsende *Selbststeuerung*, mit der sich Handelnde hervorbringen. Diese Selbststeuerung beruht darauf, dass wir wahrnehmen, was wir tun und aufgrund dessen in Handlungsvollzüge laufend eingreifen können (Ryle 1969: 31). Wir modifizieren unser händisches Tun in der Anpassung an das Verhalten von Objekten, wir sehen unsere Lenkbewegungen an Richtungsänderungen und können nur durch ihre ständige Korrektur geradeaus fahren, wir sehen unsere Hand schreiben, wir hören uns sprechen und korrigieren uns, weil wir uns merken, wie wir einen Satz angefangen haben usw. Zum Handeln braucht es Feedback-Schleifen und Ge-

1 | In der entspannten sozialbehavioristischen Perspektive von Mead: »Social beings are things as definitely as physical things are social« (Mead 1932: 177).

lingenskriterien. Es gibt da eine elementare Dialogizität. In Interaktion mit Anderen wird dieses Feedback noch verstärkt, entweder in expliziten Lernsituationen durch ihre Beobachtungen und sprachlichen Hinweise oder indem sie bzw. wir uns kontinuierlich ihre Augen leihen, um unser eigenes Verhalten zu kontrollieren und zu modifizieren. Die von Cooley und Mead betonte Spiegelung in den Augen des Anderen ist eine Verlängerung des Autofeedbacks. Wer etwas tut, treibt also nicht einfach nur ein Geschehen voran, er wird vielmehr auch von ihm ergriffen und erlebt sich in ihm auf eine bestimmte Weise. Er wird zum Zeugen des eigenen Tuns und kann außerdem die Wahrnehmung seiner selbst auch noch auf andere verteilen.

Wenn man die rationalistischen Idealisierungen des Handlungsbegriffes auf diese Weise zurücknimmt und so seinen empirischen Realitätsgehalt erheblich steigert, dann kommt noch ein weiterer Aspekt praktischen Handelns in den Blick. Der Begriff des Handelns wird in handlungstheoretischen Ansätzen immer mit einer aktivistischen Idealisierung gebraucht: Handeln heißt dort etwas *unternehmen* und nicht einfach passiv zu bleiben und es zu unterlassen. Bei nüchtern-verhaltenswissenschaftlicher Betrachtung stellen sich die ›doings‹, die tätigen Involvierungen von Menschen, aber nicht so dualistisch strukturiert (aktiv/passiv) dar, sondern in einem Kontinuum von Aktivitätsniveaus:



Kontinuum von Aktivitätsniveaus

Wir können etwas *explizit* tun (handeln i.e.S., z.B. uns auffragen, nun endlich aufzustehen), wir können es aber auch *routiniert vollziehen* (praktizieren i.e.S., z.B. unser Frühstück wie immer machen), wir können etwas als ein Nebenengagement *beiläufig mitvollziehen* (z.B. im Gespräch einen Passanten grüßen oder eine Kleinigkeit miterledigen), etwas anstoßen und *geschehen machen* (z.B. einen Stein zum Rollen bringen, einen Eindruck erwecken, ein Gerücht weitergeben, ein Handeln ›veranlassen‹, also delegieren), es aber auch nur ge-

schehen lassen (einfach zögern und abwarten, eine Intervention unterlassen, einen Zusammenstoß nicht aufhalten, ein Gerücht unkommentiert wirken lassen). Wir können etwas aber auch ganz unbeachtet *liegen lassen* (ein Ereignis ignorieren, ein Thema nicht aufgreifen, einen Anwesenden nicht beachten, einen Gegenstand ungebraucht lassen) oder gar *uns überlassen* (dem Lauf der Dinge, der persuasiven Rhetorik, der erotischen Verführung, dem Schlaf, aber auch der Strömung, dem Wind oder wie der Surfer: dem Schwung der Welle).² Dabei kann es aber passieren, dass wir uns etwas *unterlaufen lassen* (das Essen brennt an, wir fangen uns einen Virus ein, ein Gesprächsverlauf wird unangenehm), so dass wir zukünftig darauf achten, es *nicht entstehen zu lassen* (es kommen zu sehen und zu blockieren oder wenigstens zu verlangsamen und zu stören) oder es *routiniert zu unterbinden* (es in Schach zu halten, zu umgehen und vermeiden, etwa das entgleisende Gesicht oder die unkontrollierte Lautäußerung) oder es gar explizit zu *konterkarieren* (das Gerücht zu bekämpfen, den Infekt zu behandeln, den Zusammenstoß aufzuhalten, der Versuchung zu widerstehen).

Die systematische Bedeutung dieser unterschiedlichen Aktivitätsniveaus liegt zunächst darin, dass ein Handelnder sich nicht einfach nur gegebenen situativen Bedingungen und dem kontingenten Tun der Anderen gegenüber sieht; sein eigenes Tun fädelt sich vielmehr ein in schon laufende eigendynamische Geschehnisse: Interaktionen, Diskurse, körperliche und physikalische Ereignisse, mit denen er ›mitläuft‹ oder auf die er sich einlässt. Praxistheorien lösen sich so von der Idee des ›reinen Handelns‹ wie sie für juristisch-moralisches Denken so wichtig ist. Zu welchem Grade das individuelle Tun dabei ein Handeln oder ein Verhalten ist, ist eine Frage der jeweiligen Bewusstseinsbeteiligung, Selbststeuerung, Initiative, Impulsivität und affektiven Engagiertheit. In jedem Fall aber kommt es zu einer sozialen Entlastung des unternehmerischen Akteurs: An die Stelle des unternehmenden Handelns tritt eine *Koaktivität* mit anderen. Dabei öffnet die Berücksichtigung niedrigstufiger Aktivitäten das Handeln für andere Teilnehmer als Menschen: für Artefakte, situative Settings und selbsttätige körperliche Prozesse. Wenn menschliche Handelnde viele Dinge nur anstoßen oder geschehen lassen, so kann man ontologisch entspannter danach fragen, wie vorstrukturierte situative Gelegenheiten (inklusive ihrer materiellen Settings) umgekehrt Menschen handeln lassen. Die Aufmerksamkeit verschiebt sich von den ›inneren Aufforderungen‹

2 | Sensibler für solche flachen Aktivitätsniveaus ist ein nicht an den europäischen Ethnotheorien des Handelns geschultes Denken: Jullien (1996). Auch dies hat (wie die Differenz von ›Handlung‹ und ›act‹) u.a. Gründe in der Sprache. Im Ilokano auf den Philippinen gibt es drei Formen des Kausativ: »pa« heißt machen, dass etwas geschieht; »pang«, jemanden dazu bringen, etwas zu tun; und »panang«, jemanden dazu bringen, dass er etwas geschehen lässt (Jürgen Streeck, mdl. Mitteilung).

(den Motiven) oder den verbalen Aufforderungen generalisierter Anderer (den Normen) zu den situativen Umständen, die uns Handlungen nahelegen, und zwar sowohl ihre Erwartbarkeit (als von den Teilnehmern kognitiv gerahmte Anlässe) als auch ihre Machbarkeit – als mit Dingen, Menschen und Zeichen angefüllte Gelegenheiten, die uns etwas tun machen oder lassen. Für Parsons (1937/1968) stießen Akteure auf Situationen als neutrale Betätigungsfelder, in der pragmatistischen Tradition geht es eher um Situationen und ihre Handlungen. Wenn wir in sie geraten, muten sie uns zu, etwas zu tun oder zu lassen (Joas 1992: 236).

2. MATERIELLE PARTIZIPANDEN VERTEILTEN HANDELNS

Diese Einbettung des Handelns in andersgeartete Prozesse wirft die Frage auf, über wie viele Handlungsträger sich ein sozialer Prozess jeweils verteilt und welche ontologischen Qualitäten diese haben. Handlungen haben Urheber, Praktiken Träger oder Teilnehmer. Ein Vorteil des Begriffs Praxis ist zunächst, dass er deren Zahl offen lässt. Man könnte auch sagen, das Handeln ist jener *Ausschnitt* einer Praktik, der von nur einem Körper getragen wird. ›Handlungen‹ sind das, was die Akteure von den praktischen Tätigkeiten wahrnehmen, die sie vollziehen. Und es gibt Tätigkeiten, die sich aufgrund der erforderlichen Bewegungsabläufe für ein, zwei oder mehr Personen anbieten. Man vergleiche nur Zähneputzen und Tanzen, Essen und Sprechen, Skat und Doppelkopf, Quintett- und Fußballspielen, Theaterspielen und Demonstrieren.

Die Koaktivität in solchen Praktiken geht aber über menschliche Träger hinaus. Ein Fußballspiel ohne Ball, Tor und Feld wäre keines. Und das Geigespielen im Orchester wird durch ganz unterschiedliche Haltepunkte geführt: durch das Instrument mit seinen eingebauten Möglichkeiten und Grenzen, durch die Noten mit ihren Schriftzeichen, durch den Dirigenten und seinen Taktstock sowie durch das akustische Feedback der erzeugten Töne, die Abweichungen von Takt und Harmonie, die das Geigen immer wieder neu justieren lassen. Das Handeln hangelt sich gewissermaßen an Geländern entlang, es gelingt als körperlicher Vollzug, indem es sich auf verschiedene Stützpunkte stützt, die es führen und kontinuierieren, darunter das körperliche und kognitive Gedächtnis, zuhandene Artefakte und Interaktionspartner (Schindler 2011a). Diese verschiedenen Teilnehmer sind nicht alle gleichermaßen und gleichrangig an allen Praktiken beteiligt. Alle Praktiken involvieren den Körper – mal unscheinbar (in der kommunikativen Praxis des Sprechens, Lauschens oder Schreibens), mal spektakulär (im sexuellen oder kämpferischen Agieren). Aber nicht alle – wenn auch die soziologisch wichtigsten – involvieren Andere (Interagieren und Kommunizieren). Und nicht alle – wenn auch die meisten

– involvieren Artefakte. Sprechen, singen, küssen oder schwimmen z.B. geht recht gut ohne.

Wenn das meiste menschliche Handeln *zusammen* mit Dingen geschieht, ist die Frage, ob sie *selbst* ›handeln‹ können, nicht gut gestellt. Bruno Latours Stilisierung der Dinge als ›Aktanten‹ bleibt noch in einem handlungstheoretischen Rahmen: Die Grammatik braucht starke Subjekte, von der Praxis aus betrachtet sind Dinge bloß *Partizipanden*, die genauso situiert werden müssen wie die menschlichen Teilnehmer.³ (Was sie ›von sich aus tun‹, z.B. rosten und verfallen, ist nicht so bedeutsam). Umgekehrt kann die Aktivität der Dinge aber auch erst dann angemessen gewürdigt werden, wenn man auf Menschen-seite die Intentionalität und Bewusstseinsbegleitung herunterfährt und ihre Alleinautorschaft am Handeln durch dessen ›Verteilung‹ zurückernimmt. Nach diesen Zügen fragt sich allerdings, in welcher Sprache man die Koaktivität von Artefakten fasst, wenn man nicht metaphorisch sprechen will. Im Umkreis der Akteur-Netzwerk-Theorie ist man noch stark an einem anspruchsvollen Handeln orientiert. Dinge sind für Latour in der Lage, sich in Situationen hinein zu vermitteln, weil sie mit eigenen Handlungsprogrammen ausgestattet sind. Jedes Artefakt hat ein Skript und einen Aufforderungscharakter, es kann ›Vorbeikommende packen und sie dazu zwingen, Rollen in seiner Erzählung zu spielen‹ (Latour 2006: 486).

Aufforderungen sind aber Sprechakte, die einen Impuls, einen Handlungsanfang implizieren. Plausibler scheint mir ein Reden darüber, welches Handeln die Dinge präfigurieren und disponieren, was sie nahe legen und wozu sie einladen. Sie tun dies vor allem auf zwei Weisen: Zum einen können sie Körperhaltungen, Bewegungen und Verhaltensweisen physisch ermöglichen, erzwingen und inhibieren (so wie eng geschnittene Kleidungsstücke), weil sie den Händen, Füßen und Sinnen spezifische Widerstände, Stützpunkte und Anknüpfungsmöglichkeiten bieten. Zum anderen legen sie ein Handeln nahe, weil ihnen wie unserem Verhalten (s. 3.) kommunikative Zeichen eingebaut sind, zu was sie taugen. Damit steckt in ihnen aber keine ›Gebrauchsanweisung‹. Die liegt ihnen vielmehr bei und gibt tatsächlich Anweisungen. Die Dinge machen eher Gebrauchssuggestionen, die zugleich schwächer (weniger eindeutig) und stärker (nachhaltiger, schlechter ignorierbar) sind als die Anweisungen. Der Unterschied wird klar, sobald man versucht, eine Koaktivität mit Artefakten, etwa das Schuhe-Zubinden oder das Cello-Spielen, in Gebrauchsanweisungen zu explizieren. Das praktische Wissen ist in einen Nexus von Körpern und Dingen eingelassen und kann sich nur in ihrem Zusam-

3 | Der Begriff Partizipanden meint nicht nur den Kreis der durch wechselseitige Wahrnehmung situativ Dazugehörigen (der ›participants‹), sondern alle Entitäten, die in den Vollzug einer Praktik involviert sind: auch Tiere und Pflanzen, Körper und Textdokumente, Artefakte und Settings (Hirschauer 2004: 74).

menspiel als Praxis entfalten. Eine Versprachlichung zu einer Gebrauchsanweisung, also eine Handlungsanleitung für die eigenen Hände, wäre extrem komplex. Die Beschreibung würde die fruchtbare Symbiose des Handelns mit Dingen nur in eine Dichotomie von Handlung und Gebrauchsgegenstand aufspalten und die ›Handlung‹ als eine humanistische Abstraktion aus dieser Symbiose erkennbar machen.

Wenn man das, was Menschen tun, weniger humanistisch ambitioniert betrachtet, kann man die Koaktivität von Artefakten also klarer erkennen. Sie bieten Widerstände, geben Halt, treiben an, verstärken und animieren uns. Man kann sagen: Die meisten Dinge ›handeln‹ so schwach wie Kleidungsstücke ›kommunizieren‹. Dies hat Grenzen. Dinge können motivieren und reagieren, aber sie erwarten und erwidern nichts. Zwar sind sie oft angeordnet und geformt, als ›warteten‹ sie nur auf einen spezifischen Gebrauch und Menschen können diese unbewegte Form (wie eine Körperhaltung) als Ausdruck einer Erwartung wahrnehmen, aber enttäuschen kann man Dinge nicht. Lässt man sie liegen, vermissen sie uns nicht.⁴

Anders als die *Intersubjektivität*, von der die Dinge ausgeschlossen waren, kann die *Interaktivität* also auch den Gebrauch von Dingen einschließen. Ihre Berücksichtigung erneuert dabei den schwachen Sinn der Interaktion als ›Wechselwirkung‹ (Simmel): ein physischer Austausch ohne Reziprozität. Umgekehrt sind die Dinge wichtig, weil sie ihrerseits über die Interaktion *hinausführen* (so Latour 2001). Die Grenzen der Mikrosoziologie lagen lange darin, sich das Handeln nur unter Anwesenden verteilt vorzustellen, also statt in Bewusstseinsleistungen nun in Situationen zentriert. Die Verteiltheit des Handelns lässt sich aber nicht auf einzelne Situationen begrenzen; unter anderem die Dinge öffnen Interaktionen für die Historizität und Nachbarschaftlichkeit von Situationen, für *Intersituativität* (Hirschauer 2015).

3. ›DOINGS AND SAYINGS‹? INTERAGIEREN ALS ZEIGEN

Bis hierhin habe ich das Handeln noch weitgehend aus der Perspektive des individuell Handelnden rekonstruiert. Dies legt auch der Begriff der Praktiken nahe, weil er nicht (wie Parsons) mit dem sozialen Handeln, sondern (wie Weber) mit dem individuellen Handeln beginnt, um auch das Handeln mit Dingen und mit sich selbst zu berücksichtigen (Reckwitz 2003: 292). In der Per-

4 | Ich abstrahiere hier von der unterschiedlichen ›Intelligenz‹, die man Artefakten implementieren kann, um ihre Responsivität zu steigern. Natürlich kann man Computer so programmieren, dass sie uns ›Vernachlässigung‹ signalisieren, oder Tamagotchis, dass sie ohne uns sterben. Wenn sie dann Mitleid oder Trauer auslösen, ist das soziologisch ernst zu nehmen. Der Normalfall von Gebrauchsgegenständen ist es nicht.

spektive der Mead'schen Tradition ist dieser Zug aber nicht unproblematisch. Er revidiert die relative Dezentrierung des Handelnden in der Interaktion (er fokussiert erneut den Akteur) und er wirft die Frage auf, ob man das Handeln mit Dingen und in Bezug auf das Selbst dem Handeln mit Anderen verlustfrei gleichstellen kann.

Vor allem zwei Probleme stellen sich. Das erste ist die Frage, wie man die Sozialität von Praktiken bestimmt. Praxistheoretisch kann man sagen, dass alles Handeln sozialen Charakter hat, weil es auf überindividuellen, nämlich kulturellen Voraussetzungen beruht. Man kann sie etwa in den Gepflogenheiten starker Gemeinschaften (wie der Shaker bei Schatzki) oder (wie Bourdieu) in der sozialisatorischen Prägung durch einen ›Habitus‹ verorten.⁵ Dann wird Sozialität aber jeweils historisch vorausgesetzt. Die für Interaktionen relevante Sozialität wird dagegen erst in deren Verlauf *erzeugt*. Dem eher schwachen Implikationsverhältnis steht also ein Emergenzverhältnis gegenüber: Sinnhafte soziale Phänomene (z.B. soziale Beziehungen) *entstehen* erst in Interaktionen.⁶

Das zweite Problem ist die Frage, wie sich das Verhältnis von Praktiken zu Diskursen noch bestimmen lässt, wenn man erstere wieder auf Akteure rezentriert. Die folgende praxistheoretische Beschreibung der Sozialität des Interagierens soll aus diesem Dualismus herausführen. Sie richtet sich gegen einen ›scholastischen Rest‹ in den Praxistheorien, der sich am besten in einer Formel aufspüren lässt, die oft zitiert, aber nicht gut durchdacht ist: Schatzkis Rede vom »nexus of doings and sayings« (2002: 76f.). In einem in der analytischen Philosophie bekannten Tonfall könnte man fragen: Ist ›doings‹ und ›sayings‹

5 | Reckwitz (2003: 288) spricht ganz allgemein von »kollektiven Wissensordnungen«, aus denen Praktiken ihre Sozialität bezögen. Nach aller soziologischer Forschung über soziale Gebilde jenseits von Tönnies' Gemeinschaften – Interaktionen, Organisationen, Netzwerke usw. – fragt sich aber, ob Praktiken noch so starken gemeinschaftlichen Rückhalt haben können. Nicht zuletzt Reckwitz' eigene Kritik an den Homogenitätsunterstellungen im Denken von Multikulturalität (2008) lässt daran zweifeln.

6 | Der Unterschied lässt sich an einem gern gewählten Beispiel für eine selbstbezogene Praktik illustrieren: das Lesen (Reckwitz 2003: 286). Was ist sozial am Lesen? Dass es eine kollektiv geformte Tätigkeit ist, in der man gelernt hat, den Körper still zu halten, sich innerlich zu sammeln und konzentriert zu annotieren? Oder dass man sich in eine kommunikative Beziehung mit Abwesenden begibt – durchaus auch in Erwartung, dem Autor einmal zu begegnen oder gegenüber anderen Abwesenden später einmal als ›belesen‹ dazustehen? Offenbar ist die Sozialität einsamen Handelns mit Rekurs auf ihre ›Sozialisiertheit‹ zu schwach bestimmt: Es bleibt eine Orientierung am Anderen. Zu fragen ist eher: Wie sind die Anderen auch als Abwesende in Dingen, in Texten und im Selbstbezug imaginativ *präsent*?

zu unterscheiden, nicht so, als unterschieden wir ›Obst‹ und ›Äpfel‹⁷ Denn zu den sozialtheoretischen Errungenschaften des 20. Jahrhunderts gehört es, dass der Dualismus von Tun und Sagen von zwei Seiten überbrückt wurde. Auf der einen Seite stellten die Sprechakttheorien fest, dass Äußerungen *Handlungen* sind, die überdies, so der Grundgedanke von ›Performativität‹, auch Körperinsatz verlangen.⁸ Auf der anderen Seite stellten die Mikrosoziologien fest, dass ein jedes Tun eine stets mitlaufende *kommunikative* Seite hat, mit der es anzeigt, was für ein Tun es ist. Es ist dieses ›Accounting‹, das es von bloßem Verhalten unterscheidet.

Dies war auch mit einer Aufwertung der präsentativen Symbolismen (Susanne Langer) verbunden. Da diese Anzeigen (Goffman 1963 spricht von »signs given off«) viel schwächer als sprachliche Mitteilungen intentional kontrolliert werden, sondern auf einer *Zuschreibung* von Zeichenhaftigkeit durch den Rezipienten beruhen,⁹ ist jedes Verhalten unter Beobachtung sofort an Sinn gebunden, was es unmöglich macht, in Anwesenheit Anderer nicht zu kommunizieren (Luhmann 1987: 561). Im Gegensatz dazu liegt die intellektualistische Verführung des Zeichensystems der Sprache gerade darin, dass der Sprecher und viel mehr noch der Schreiber Kontrolle über das Setzen von Zeichen ausübt. Schreiben ist ein Fall hochkontrollierten Zeichengebrauchs. Der ›Akteur‹ der Handlungstheorie war daher immer auch ein Autor. Der Interaktionismus bricht mit dieser Autorschaft des Handelnden.

Beim Expressiven wird also nicht nur vom Rezipienten bestimmt, was ein Zeichen bedeutet (z.B. das Wort ›Feuer‹), sondern schon, was überhaupt als ein Zeichen gilt. Er muss Körperhaltungen, Gesichter und Kleidung ›lesen‹ können. Und der Handelnde muss wissen, dass schon sein bloßes Erscheinen solche Symbole absondert, dass er gewissermaßen unter einer beständigen ›Bedeutungsdrohung‹ handelt. Wer mit Zeichen handelt, handelt mit leicht

7 | In der Tat bezeichnet Schatzki die ›sayings‹ als eine Unterklasse der ›doings‹ (2002: 72), meint aber etwas mystifizierend, dass der Gebrauch von Wörtern »for deep reasons, however, which it is safe to say no one has yet fully fathomed« (2002: 76) doch zu einer Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Handlungen zwingt – angeblich um der Überschätzung des Diskursiven nach dem linguistic turn vorzubeugen. Tatsächlich ist es umgekehrt: Sowohl Schatzkis kategoriale Hervorhebung der ›sayings‹ als auch seine begriffliche Markierung des ›Nicht-Diskursiven‹ ist linguizistisch.

8 | Siehe zum Sprechen als Bewegung Sudnow (1979).

9 | Das liegt daran, dass diese Zeichen in der Regel nicht über die Eindeutigkeit der »Lautgesten« (Mead) verfügen. Wären sie eine Sprache (was sie nicht sind), müsste man sich statt artikulierter Vokabeln und Buchstaben eher ein Stammeln, Murmeln, Summen und Lautieren vorstellen (Mead 1991: 81-115), das dem Ohr ständig Rhythmen und Melodiefragmente, aber keine Partitur anbietet. Es hat die Sinnvereindeutigung selbst zu leisten. Daher die Ubiquität von »interpretative work«.

entflammbarem Material. Im Sich-Verhalten steckt daher eine kommunikative Reserviertheit. Während Handeln für Weber und Schütz motivbewusstes Verhalten war, ist es für Goffman beobachtungsbewusstes (»conscious«) Verhalten. Als *Darstellen* enthält es eine elementare Aufmerksamkeit für Andere: das Bewusstsein davon, Zuschreibungen aufgrund nicht-gesteuerter Zeichen ausgesetzt zu sein.

Sagen wir es einmal schematisch: In einer individualistischen Perspektive auf das Handeln führt der Weg vom Verhalten über den subjektiven Sinn und die Selbststeuerung zum *handelnden Akteur*. Im interaktionistischen Denkstil kommt man über das kommunikative Anzeigen (den interaktiven Sinn) und die Verteilung des Handelns zum *darstellenden Teilnehmer*. Wie kann man auf dieser Basis die Selbstperpetuierung eines Handelns als kulturelle Praxis verstehen? Offenbar hat man hier eine Innen- und eine Außenseite dieses Handelns zu berücksichtigen (Reckwitz 2003: 290), man kann auch sagen: eine selbst-bildende (1) und selbst-darstellende (2) Seite.

(1) Die strukturalistische Tradition in der Praxistheorie hebt hervor, dass alles Handeln eine selbst- und körperbildende Seite hat. Es sozialisiert den Körper des Handelnden und dessen Hexis zeigt, was er schon länger getan hat. Man denke nur an das in Bewegung Setzen des eigenen Körpers, in dem sich bei häufiger Wiederholung Gewohnheiten ablagern, die den Gang »in Gang halten« können. Umgekehrt, von den Praktiken aus betrachtet, verlangen diese von den Handelnden das Einnehmen bestimmter Haltungen des Körpers, des Denkens, der Gefühle – sie bieten »Subjektformen« (Reckwitz 2010: 192) und »teleoaffektive Strukturen« (Schatzki 2002: 8off.), von denen die Handelnden einen Großteil ihrer intentionalen Gerichtetheit beziehen. Mit unserem Handeln vollziehen wir also nicht nur soziale Tatsachen (i.S. der Ethnomethodologie), wir bilden zugleich ein je spezifisches Selbst aus. Vor allem Bourdieu hat die reproduktionstheoretische Pointe dieser Perspektive expliziert. Wenn Akteure in der Praxis einen Habitus erwerben, so trägt diese tiefe körperliche Sozialisiertheit umgekehrt auch zur Verstetigung der Praxis bei. Die Praktizierenden erwerben in ihr einen praktischen Sinn, einen Sinn für ein Tun, nämlich die Empfänglichkeit, die Geneigtheit und die Kompetenz, diesem praktischen Tun gewissermaßen handelnd zu erliegen.

(2) Die mikrosoziologische Tradition in der Praxistheorie betont statt der Spuren, die das Handeln im Handelnden hinterlässt, die Zeichen, die es an seiner Außenseite erzeugt. Dies beginnt mit der kommunikativ-selbstreferenziellen Seite allen Tuns (etwa der schlichten Gerichtetheit des Gehens): Es zeigt an, was es ist. Nur deshalb sind Praktiken überhaupt beobachtbar. Sie haben keinen dunklen sinnhaften »Untergrund« – etwa in einem kulturellen Unbewussten, sondern eine sinnhafte Oberfläche, die auch von den Praktizierenden »gelesen« und verstanden werden kann.

Auf der Basis dieser elementaren Selbstexplikation entfaltet das Handeln ein stummes Vormachen, eine öffentliche Schauseite: Es führt seinem Publikum vor Augen, wie etwas geht, es sozialisiert also andere. Dass Lernen außerhalb von spezifisch erzieherischen Settings ›einfach so‹ stattfinden kann, liegt eben daran, dass es ›didaktische‹ Nebeneffekte allen Handelns gibt. ›Learning by doing‹ beruht auch auf einem beständigen ›teaching by doing‹ (Schindler 2011b). Darstellungen zeigen, was geht und was nicht geht, und sie machen vor, wie es geht (ohne dass der Lernerfolg damit schon garantiert wäre). Ihre Zeichenhaftigkeit erlaubt es einzusteigen, mitzuspielen, fortzufahren.

Gilbert Ryle rekurrierte für den unmittelbaren Zusammenhang des Vormachens und Nachmachens (also des Weitermachens) neben dem Sprechen auf den Fall des kompetenten Gehens und verknüpfte dabei das Thema der Selbststeuerung des Handelns zwanglos mit dem der Rezeptionssteuerung Anderer. Ein Bergsteiger, so Ryle, achtet beim Gehen auf das, was er tut, er ist auf Unfälle vorbereitet, spart seine Kräfte, er prüft und versucht, er geht mit Verstand. »Er ist gleichzeitig damit beschäftigt zu gehen und sich das Gehen unter Bedingungen dieser Art beizubringen« (1969: 50). Diese Selbstbefähigung macht aber beim Handelnden nicht halt. Auch der Betrachter lernt im Verlauf seiner Tätigkeit. »Handeln und Verstehen sind grob gesagt bloß verschiedene Ausübungen desselben Handwerks... Der Urheber führt an, der Zuschauer folgt, aber ihr Weg ist der gleiche« (ebd.: 68). Man braucht dafür, so Ryle, keine geheimnisvolle (›intersubjektive‹) Sympathie zwischen Seelen. Er legt nahe, das Handeln als ein interaktives Anführen und Folgen in einer geteilten Praxis zu begreifen. Wir folgen nicht nur mit den Füßen den Wegen und mit den Händen den Bedienelementen (also den materiellen Partizipanden), wir folgen auch mit den Augen den Bewegungen und abgesonderten visuellen Zeichen eines Handelnden.¹⁰

Es gibt eben nicht nur das der Praxis implizit eingekörperte Wissen (das Können), es gibt auch ein durch sie implizit *gezeigtes* Wissen in einer ganz alltäglichen Wissensvermittlung, ein *performed knowledge* (Hirschauer 2008). Wenn man das Handeln als Praxis verstehen will, muss man sich daher nicht nur auf eine Absenkung seines Aktivitätsniveaus einstellen (s.o.), man muss auch das Explizitätsniveau seiner kommunikativen Seite herunterfahren. Dann zeigen sich anstelle des Dualismus von doings und sayings unterschiedliche Grade der Artikuliertheit, ein *Kontinuum der Explizität* (Hirschauer 2011). Natürlich hat der stumme Körper als Kommunikationsmedium eine Formulierungsschwäche, aber sowohl beim Zeigen als auch beim Sagen gibt es niedere und elaborierte Formen, die etwas mehr oder weniger klar in Worte fassen oder zur

10 | Ich vereinfache die kommunikative Seite des Tuns hier auf Visualität. Natürlich gibt es auch taktile Zeichen (etwa beim Küssen oder Tanzen) und die Akzentfärbung des Sprechens *lauschen* wir einander ab.

Anschauung bringen: vom vieldeutigen Schweigen über das Gestammel und die informelle mündliche Rede bis zum formulierten Satz und erstarrten Diskurs; oder vom stillen Verharren über die gerichtete Bewegung und die Geste, bis zur pädagogischen Demonstration und grafischen Darstellung.

Vieles von dem, was wir Handeln nennen, ist also visuelles Kommunizieren. Es verlangt vom Körper nicht die Stimme, sondern den beobachtungsbewussten Einsatz von Bewegungen, Gesten, Fingern, Augen und Kleidungsstücken. Schatzkis schiefer Dualismus von *doings* und *sayings* lässt sich damit zum einen in eine Unterscheidung von Kommunikationsmodi überführen (so schon Goffman 1963), zum anderen in die Unterscheidung unterschiedlich akzentuierter empirischer Formen des Handelns, in denen das Kommunizieren oder das (individuelle und kooperative) Agieren und Hantieren im Vordergrund stehen (siehe 1.).

Der Gegensatz verschwindet damit aber nicht vollständig. Er wiederholt sich auf einer anderen analytischen Ebene in der historischen Kulturosoziologie als Gegensatz von Praktiken und Diskursen (Reckwitz 2010) mit einer ähnlichen Ambivalenz wie bei Schatzki: Soll man Diskurse als »Spezialform von Praktiken« (als Praktiken der Repräsentation) auffassen (Reckwitz 2010: 191) oder »produzieren« sie die Wissensordnungen, die in der Praxis zum Einsatz kommen (ebd.: 193)? Die Bedeutung der präsentativen Seite allen Tuns macht es m.E. leichter, beides aufeinander zu beziehen. Vier Vorschläge hierzu:

1. Im Vordergrund der Differenz von Diskursen und Praktiken steht nicht das Zeichensystem (verbal/visuell), sondern der materielle Träger der Kommunikation – ob es sich um den Körper als primäres Medium der Repräsentation handelt oder um von ihm entkoppelte Medien. Aus der Perspektive der Diskurse sind Praktiken das unentwegte Gebrabbel der Körper. Menschliches Verhalten ist eben jene Form kultureller Selbstrepräsentation, die sich durch Körper artikuliert – und nicht durch Texte oder Bilder (Hirschauer 2008).
2. Diskurse sind m.E. genauso wenig Praktiken wie Verkehrs-, Waren- und Geldströme es sind. Es sind Ströme hochartikulierter (professionalisierter, arbeitsteilig erzeugter) Sprach- und Bildkommunikation. Sie bieten der Praxis – dem menschlichen Handeln und Verhalten – eine semantische Infrastruktur, so wie ihr Stadtlandschaften und Technologien materielle Infrastrukturen bieten. Diskurse limitieren das Sagbare und Denkbare, Artefakte das Machbare.
3. Diskurse sind (wie Interaktionen oder historische Gepflogenheiten) Sinnquellen von eigenem Gewicht, aber sie bleiben auf zwei Weisen von Praktiken abhängig. Zum einen *entstehen* sie in einer Klasse von Praktiken, die ebenso spezifisch ist wie die der Herstellung technischer Artefakte: im Schreiben, Lesen, Zitieren, Fotografieren, Filmen und der medialen Distribution diskursiver Produkte. Zum anderen bleibt auch die Zirkulation ihrer Zeichen angewiesen auf eine praktische Vollzugs- und Anschlussfähigkeit. Die Praktiken als verkörperte *Kulturtechniken* (Reckwitz 2010: 188) *vermitteln* also zwischen der

materiellen Kultur und den Symbolsystemen. 4. Die Produktion von Diskursen ist die vorrangige Praxis von Experten, es ist unser scholastisches Metier. Insofern tritt die diskurstheoretische Überschätzung der Wirksamkeit von Diskursen auf die Praxis die Nachfolge der Überschätzung des Autors in den Handlungstheorien an.

4. DIE INDIVIDUEN DER PRAXIS: TÄTIGKEITEN – HANDLUNGEN – PRAKTIKEN

Bis hierhin habe ich ohne weitere Differenzierung von Praxis und Praktiken gesprochen. Vor dem Hintergrund der kommunikativen Seite des Interagierens sei nun ein Vorschlag für einen differenzierteren Gebrauch der beiden Begriffe gemacht. Die Praxis – das Verhalten und Handeln – besteht nicht einfach aus diskreten Entitäten, sondern aus einem Verhaltensstrom (i.S. Meads). Innerhalb seiner werden zu bestimmten Anlässen aber singuläre Entitäten hergestellt, die ›Individuen‹ der Praxis gewissermaßen. Es scheint mir sinnvoll, drei zu unterscheiden, und zwar *methodologisch*, nämlich anhand der Frage, woher sie ihre sinnhafte Einheit beziehen. Eine *Tätigkeit* bezieht sie aus der Praxis selbst, eine *Handlung* von den Teilnehmern, eine *Praktik* von Beobachtern. Tätigkeiten, Handlungen und Praktiken sind drei *Repräsentationsformen* menschlichen Verhaltens, die sich nach den Quellen und dem Niveau ihrer Sinnbestimmtheit unterscheiden lassen.

1. *Tätigkeiten* markieren sich in ihrem Vollzug selbst als bestimmte Aktivitäten. Dies geschieht a) durch die *implizite Selbstanzeige* allen Verhaltens als Aktivität eines bestimmten Typs, die die Ethnomethodologie ›accountability‹ nannte. Das Verhalten beansprucht eine erkennbare sinnhafte Individualität. (»Was machst du da?« – »Sieh doch!«); b) geschieht es durch die *implizite Sinnzuschreibung* an Verhaltenszüge durch die Reaktion von Interaktionspartnern, die im Gefolge Meads als deren ›objektiver Sinn‹ charakterisiert wurde.

2. *Handlungen* sind Verhaltenseinheiten, die durch die handelnden oder beobachtenden Teilnehmer einem Akteur als Sinnstiftungszentrum zugeschrieben werden. Es sind also a) *Selbstdeutungen* des Sichverhaltenden, typischerweise in Befragungssituationen (etwa in Beichtstühlen, Verhören oder sozialwissenschaftlichen Interviews), wo sie als Post-hoc Rationalisierungen in bestimmten Motivvokabularen (C.W. Mills) verbalisiert werden – gewissermaßen die sprachliche Schauseite des Tuns. Handlungen kommen dabei durch die Vereinnahmung eines Verhaltens durch einen Urheber schaft reklamierenden Sprecher zustande. b) Verhaltensweisen können aber auch durch Zuschreibung dieser Autorschaft durch andere zu Handlungen erklärt werden (Joas 1992: 224). Diese Zuschreibenden können Teilnehmer sein, aber auch *interpretierende Beobachter* (Juristen, Psychoanalytiker, Historiker und ana-

lytische Philosophen), die das Verhalten als höherstufige Handlung in komplexere Sinnbezüge einordnen, etwa als Ausdruck einer Persönlichkeit, Folge schicksalhafter Umstände oder Auslöser ganzer Ereignisketten. Die Intention des Handelnden behält aber auch in der handlungstheoretischen Beobachtung eine fundierende Stellung, weil sie das Problem der klassifikatorischen Beliebigkeit lösen muss, das der Beobachter von Äußerungen hat (vgl. Habermas 1995: 290; Schatzki 2002: 76). Die Interaktionsteilnehmer lösen es dagegen (wie die Konversationsanalyse zeigte) beständig durch ihre Anschlussäußerungen (s.o. 1b).

Sinnhaftigkeit wird in diesen vier Darstellungsformen also durch Selbstanzeigen im Verhalten als X (1a), durch Bedeutungszuweisung *im* Interaktionskontext, also durch das Auffassen und Behandeln von etwas als X (1b), durch nachträgliche verbale Selbstauskunft (2a) oder durch analytische Fremddeutung (2b) hergestellt. Zwischen 1 und 2 wechselt in der Regel das Kommunikationsmedium: Während die praktische Selbst- und Fremddarstellung eines Verhaltens typischerweise als ein in das Tun eingelassenes implizites Zeigen vollzogen wird, sind Selbstauskunft und Fremddeutung sprachliche Leistungen.

3. *Praktiken* dagegen lassen sich identifizieren, wenn man das Handeln als *Kulturtechnik* betrachtet. Ihre Typisierung zu einem ›Individuum‹ kann nur ein Beobachter leisten.¹¹ Praktiken sind also (wie höherstufige Handlungen oder auch Diskurse) ein Beobachterschema, und zwar eines, das formale Muster, eben *ways of doing*, identifiziert. Die Beobachter stützen sich dabei zunächst auf eine rudimentäre Individuierung durch Tätigkeitsworte der Alltagssprache (›laufen‹, ›rechnen‹), darüber hinaus aber auch auf Ähnlichkeiten eines Tuns an anderen Orten und zu anderen Zeiten, die den Horizont der Praktizierenden – ihr situatives Erleben und explizites Wissen – übersteigen können. Kulturwissenschaftliche Beobachter können etwa zu sehen beanspruchen und zu zeigen versuchen, dass ein Verhaltensmuster hybride geographische und historische Herkünfte hat (Reckwitz 2010: 201).

Die Perspektivierung des Verhaltens durch ›Praktiken‹ besteht darin, der Tätigkeit als ›kind of doing‹ und der Handlung als ›personalized doing‹ einen kulturell vermittelten ›way of doing‹ zur Seite zu stellen. In der menschlichen Praxis sind Tätigkeit, Handlung und Praktik verschiedene Arten von ›Individuen‹. Dabei ist das Konzept der Praktik etwas flexibler darin, zwischen ›Mikro‹ und ›Makro‹ zu ›zoomen‹. Während eine Tätigkeit zwar gröber oder feiner typisiert werden kann (reden – vortragen – predigen), aber immer zeitlich limitiert bleibt, und eine Handlung zwar bei Betrachtung ihrer Spätfol-

11 | Diese Alterität der Deutung findet sich schon im deutschen Sprachgebrauch: Was vor Ort ›gängige Praxis‹ ist, ist für den fremden Hinzukommenden oft eine ›seltsame Praktik‹ (etwa sexueller oder ökonomischer Art).

gen in ihrer Reichweite ausgedehnt, aber immer an einen Akteur gebunden bleibt, kann eine Praktik sowohl eine Verhaltensnuance bezeichnen (die lokal gepflegte Technik der Hangschrägfahrt) als auch eine Körpertechnik der Fortbewegung (das Skifahren) oder einen ganzen Komplex sportlicher Mobilität (den Skisport, inklusive Lehrbetrieb, Produktion und Lifttechnik). Der ›Zoom‹ kann also je nach Fragestellung verändert werden.

5. NACHFOLGER DES AKTEURS: TEILNEHMER ODER SUBJEKTE?

Eine weitere offene Frage in der Praxistheorie ist, wer da eine Tätigkeit ausübt und darstellt, eine Handlung vollzieht und deutet, eine Praktik praktiziert – die Frage nach dem menschlichen Subjekt des Handelns. Kontrovers scheinen mir zwei konkurrierende Formen seiner Dezentrierung. Auf der einen Seite findet sich der Strukturalismus mit seiner »resoluten Dezentrierung« (Reckwitz 2010: 185) des Subjektes. Der alte Autor seiner Handlungen wird als ›subjektum‹ enttarnt und in seinen Subjektivierungsprozessen rekonstruiert. Exemplarisch für diesen Denkstil ist Pierre Bourdieu. Seine Vorstellung von Praktiken als kulturelle Verhaltensprogramme evoziert eine Freud'sche Denkfigur: Nicht *ich*, sondern etwas *Anderes* handelt ohne Bewusstseinssteuerung in mir und aus mir heraus und mit mir als ›Agenten‹. Der Habitus fiel bei Bourdieu so zwingend und mächtig aus, weil er ein in seinen Augen überstarkes Subjekt brechen musste. Dies trifft auch auf den heroischen Entscheider bei Rational Choice oder auf das transzendente Subjekt der klassischen Phänomenologie zu, nicht aber auf den von Interaktionen an den Rand gedrängten ›Teilnehmer‹.¹² Bourdieu erhielt sich dagegen im alten Koordinatensystem von Handlung und Struktur einen starken Akteur als intellektuellen Bezugspunkt. Seine Unterscheidung von inkorporierter und objektivierter Sozialität blieb auf das Subjekt zentriert, da sich die gemeinten Phänomene *im* Akteur oder *außerhalb* seiner befinden, nicht aber *zwischen* ›Teilnehmern‹ bzw. ihren Aktivitäten.

Sein Anliegen war es, zu betonen, dass sich Akteure nicht voraussetzungslos begegnen, da sie immer schon eine Sozialität in sich tragen, die sie zur

12 | Das gilt für das ›member‹ der Ethnomethodologie und auch für Goffman, der in der Rahmenanalyse das Subjekt ganz zu einer situationsrelativen ›Formel‹ auflöste. Verglichen damit hallt im poststrukturalistischen Begriff des Subjektes die Übermächtigkeit seiner cartesianischen, existenzialistischen und rationalistischen Heroisierungen immer noch nach. Der Begriff impliziert eine gewisse Hysterie: Das ›Subjekt‹ ist zugleich heroisierter Autor und beherrschtes subjectum. Entspannter für das Gemeinte scheinen mir Begriffe wie Selbstformierung oder Selbstbildung (vgl. Alkemeyer/Buschmann in diesem Band).

Teilnahme an Praxis befähigt. Diese Kritik richtete auch Goffman (1983) gegen den Symbolischen Interaktionismus. Bourdieu ging aber von den Handlungen, d.h. der punktuellen verbalen Selbstauskunft des Akteurs nicht in die Fläche seiner kontinuierlichen Zeigeaktivität, sondern in die Tiefe seines ›kulturellen Unbewussten‹, in dem der soziologische Beobachter dann seine Deutungshoheit ausbreitete. Die Mikrosoziologie nach Alfred Schütz wandte sich dagegen von den Selbstdeutungen der Leute (deren angebliche Übernahme Bourdieu ihr nachsagte) zur kommunikativen Seite ihres körperlichen Tuns. Diese ist auf ganz unangestrenzte Weise immer schon sozial und liegt offen zutage, ohne Notwendigkeit (und ohne Lizenz) zu einer theoretischen Spekulation über einen ›hinter‹ ihr liegenden Habitus. Dabei kam es zu einer sanfteren (aber nachhaltigen) Dezentrierung des Subjekts als in seiner Konfrontation und Brechung: nämlich zu einer Vorstellung *verteilter* Handelns. Ihr besterforschter Fall sind verbale Interaktionen. Die Gesprächsforschung zeigte z.B. die Dialogizität des Monologs, der durch Zuhörersignale getragen wird, oder den Sprecherwechsel, der Redezüge distribuiert. Das ›Turntaking‹ ist ein exemplarischer Mechanismus der *Umverteilung* des Handelns.

Man kann daher zwei Arten ›verteilter‹ Handelns unterscheiden: Eine Interaktion ist ein Handeln, das mit *Anwesenden* geteilt wird und sich nur vermittels des Sprecherwechsels in individuelle ›Züge‹ aufspalten lässt, eine Praktik ist eine *Art* des Handelns, die mit vielen Abwesenden geteilt wird. Darüber hinaus unterscheidet sich die Intensität des Teilens: Interaktionszüge sind unvollständige *Bestandteile* einer gemeinsamen Tätigkeit, unmittelbare *Beiträge* zu einer ›joint action‹. In Gesprächen, Kooperationen, organisierter Arbeitsteilung geht das eine nicht ohne das andere. Die Sozialität von Praktiken ist verglichen damit schwächer. Ihre Teilnehmer machen etwas auf ähnliche Weise. Dabei ist es verbindend, wenn sie sich dadurch als Mitglieder einer sozialen Einheit erkennen können (z.B. einer Dialektgemeinschaft, eines Milieus oder einer soziologischen Schule). Aber oft erkennen sie das eben nicht selbst, sondern nur ein Fremder, der dazu kommt und die Gemeinsamkeit expliziert.

Teilnehmer und Subjekte sind zwei recht verschiedene Nachfolger des Akteurs: Der Teilnehmer von Interaktionen ist der konsequent in Beziehungen gedachte Akteur. Er ist Element einer Sprecher-Hörer- oder Darsteller-Zuschauer-Relation. Er hat immer schon *diese* Koakteure. Das ›Subjekt‹ ist eine vergleichsweise solipsistische Entität, die auf der einen Seite immer noch primär in einem exklusiven Selbstbezug gedacht, auf der anderen als Objekt anonymer gesellschaftlicher Kräfte vorgestellt wird. Die ›Subjektivierung‹ begegnet dem allzu starken Akteur in der Logik der alten Entgegensetzung von Individuum und Gesellschaft. Mit ›Selbstbildung‹ kann man dagegen (wie oben gesagt) bezeichnen, dass jedes Handeln auch den Handelnden formt (so wie es ihn und sich kontinuierlich Anderen darstellt). Wenn Praktiken Formen des Handelns sind, entsprechen ihnen Formen des Selbst. Man schlüpft in

sie hinein und kommt – mehr noch als beim Einnehmen von Rollen – verändert aus ihnen heraus. Bourdieu meinte aber mehr als diesen kontinuierlichen psycho-physischen Umbau des Handelnden in seiner eigenen Praxis. Sein Modell der Subjektivierung ist die habituelle Einschleifung, eine massive Sozialisiertheit mit Haut und Haar, die die Gegenwärtigkeit des Tuns in seiner in ihm verborgenen Geschichte versenkt. Wenn man die Historizität der Praxis, ihre ›Fernsteuerung‹, so überzieht, dann gewinnt man nicht mehr nur praxeologische Beschreibungen der kontinuierlichen Formung des Handelnden im Handeln, man kommt zu einer *praxistheoretischen* ›Subjektivierung‹ von Teilnehmern, die den ›oversocialized man‹ des Strukturfunktionalismus nur durch einen ›overculturalized man‹ ersetzt.

6. PRAKTIKEN UND SOZIALE DIFFERENZIERUNG

Eine letzte Baustelle der Praxistheorien betrifft das Verhältnis der Praxis zur sozialen Differenzierung in jene Gebilde wie sie unter dem Titel ›Mikro/Makro‹ untersucht worden sind, z.B. Interaktionen, Gruppen, Netzwerke oder Organisationen. In welchem Verhältnis steht das Handeln jeweils zu diesen Einheiten und zu den Praktiken? Klar scheint mir, dass Praktiken nicht die »›kleinste Einheit‹ des Sozialen« (Reckwitz 2003: 290) sind. Das Konzept soll ja zeit- und raumübergreifende Handlungsmuster bezeichnen, an denen viele teilnehmen, und es bietet, wie gesagt, größere Chancen des ›Zoomens‹ als der Begriff der Handlung.

Nehmen wir als Beispiel eine Praxis, die zu denen gehört, mit denen Personen hergestellt werden: das Grüßen – eine je spezifische Kombination von Blicken, Berührungen und Worten, mit denen man sich in Begegnungen Aufmerksamkeit schenkt. Man kann einen Gruß als Teil unterschiedlicher sozialer Einheiten betrachten. 1. Man kann ihn als Teil größerer *Handlungseinheiten* sehen: Die schüchtern gehobene Hand mag dem Handelnden einen ersten Kontaktversuch zu einer begehrten Person bedeutet haben – und diese Intention wäre konstitutiv für die Handlung (Habermas 1995: 290). Tatsächlich hat der Gruß (den die Begehrte übersah) aber die schon wache Eifersucht ihres Begleiters erregt und eine Beziehung in die Krise gestürzt, an deren Bestand eine Familie und ein Unternehmen hingen. Eine einfache Handlung kann eben immer auch komplexe andere vollziehen, die sich auf die beabsichtigte auftürmen (Schatzki 2002: 72f.). 2. Als *Praktik* ist der Gruß als eine Art und Weise des Grüßens zu qualifizieren, die mit Milieus, Generationen, Geschlechtsklassen usw. variiert: ›Man macht es‹ unter britischen Männern der Arbeiterklasse anders als unter französischen Damen der Oberschicht, und man muss wissen, wie es geht – wie lässig, wie verbindlich, wie distanziert, wie körperlich usw. 3. Als Teil einer *Interaktion* ist ein Gruß als Eröffnungszug

die Hälfte einer Paarsequenz (Gruß – Gegengruß), in der er adressatenspezifisch geäußert wird (Schulterklopfen für ihn, Umarmung für sie) und einen Zugzwang setzt: eine Erwidderungserwartung, der kaum zu widerstehen ist. Zugleich kann das kontaktfreudige Handheben durch die Reaktion aber auch als eine Aufdringlichkeit behandelt werden, genauso wie das räkelnde Recken des Arms als ›Gruß‹, obwohl es gar nicht so intendiert war, sich aber retrospektiv bei entsprechend humorvollem Sinn für Missverständnisse so nutzen ließ. 4. Als Teil einer sozialen *Beziehung* ist der Gruß ein wichtiges rituelles Schaltelement in einer Interaktionskette (i.S. von Randall Collins), mit der Anknüpfungen an vergangene Begegnungen hergestellt und Versprechen auf Fortsetzung gemacht werden. Das Wie des Grüßens qualifiziert die Beziehung als ›Beziehungszeichen‹ und die Grußverweigerung markiert den Krisenfall des ›Schneidens‹ von Bekannten. 5. Als Teil eines *Netzwerkes* ist ein Gruß eine kommunikative Schaltstelle, von der aus sich ein Absender einem abwesenden Empfänger in Erinnerung bringt, indem er etwas ›ausrichtet‹ und über einen Mittelsmann weiterleitet. Dem Gegrüßten mag sich bei Überbringung vor allem das soziale Kapital der Mittelsperson erschließen. 6. Als Teil einer *Organisationsroutine* kann der ›zuvorkommende‹ Gruß gegenüber dem Vorgesetzten durch sein Timing ein Tribut an einen Statushöheren sein, also die Hierarchie der Organisation vollziehen – dann wird er nicht ausgerichtet, sondern entrichtet. Er kann gegenüber Statusgleichen eine Auszeit der Informalität markieren (›Mahlzeit!‹) und er kann durch seine Form auch die Art der Organisation qualifizieren und reproduzieren (etwa eine Armee oder eine Schule).

Jedes Handeln ist nicht nur Exemplar einer historisch gewachsenen und lokal gepflegten oder importierten Praktik, es ist immer auch *Beitrag* zu verschiedenen sozialen Entitäten, deren Eigendynamik die Handelnden zum Teil sehr unmittelbar spüren können und die ihr Handeln je spezifisch dezentrieren. Diese Einheiten lassen sich nicht auf ›communities of practice‹ reduzieren. Und sie sind von unterschiedlicher Art: Handlungstheoretisch gehört eine Handlung einfach zu höherstufigen Handlungen (Schatzki unterscheidet etwa *doings, actions, tasks and projects*), die jemand zu einem Zeitpunkt gleichzeitig vollzieht. Differenzierungstheoretisch ist sie ein Beitrag zu diversen sozialen Prozessen auf unterschiedlichen Emergenzniveaus.

Die Mikro/Makro-Unterscheidung und Bourdieus Ansatz reagierten beide auf die Unterscheidung von Handlung und Struktur, die ein Nachfolger des Gegensatzes von Individuum und Gesellschaft in der Vorzeit der Soziologie war (Barnes 2001). Der Habitus *synthetisierte* den Dualismus zu einem massiv ›strukturierten Handeln‹, die Mikro/Makro-Unterscheidung fächerte ihn dagegen in eine Differenzierung von sozialen Bausteinen nach ihrer Größenordnung auf, in die die Handelnden je unterschiedlich eingetragen wurden: als Anhängsel sozialer Situationen, als Träger sozialer Rollen, als Beiträge zu Handlungsketten, als ›Enden‹ sozialer Beziehungen, als Mitglieder von Grup-

pen und Organisationen, als Kreuzungspunkt sozialer Kreise und Knotenpunkt von Netzwerken. Für Bourdieu ist das, was eine Handlung übersteigt, die Historizität, die ihr kausal ›zugrunde liegt‹, für den Denkstil ›verteilten Handelns‹ sind es die Verkettungen, in denen sie sich ereignet und die sie auslöst, was sie also fortsetzt und zu was sie beiträgt.

Die Grundzüge der Praxistheorien wurden in der Soziologie also im Horizont von Handlungs-Struktur-Theorien formuliert, die insbesondere Bourdieu zu überwinden versuchte, aber dabei ihr Kernproblem erbe – das Verhältnis von sozialer Reproduktion (Repetitivität) und Wandel. Die Lösung dieses Problems wird mit der Berücksichtigung der Pluralität sozialer Gebilde leichter. In der Überschneidung *aller* sozialen Entitäten (Individuen, Interaktionen, Beziehungen, Gruppen, Netzwerke, Organisationen etc.) gibt es jene *Mismatches*, die man etwa für Kulturkontakt und gesellschaftliche Differenzierung feststellen kann (Reckwitz 2010: 194; Hillebrandt 2009: 76f.), dessen elementarster Fall aber die Begegnung zweier verschieden sozialisierter Teilnehmer in Interaktionen ist. Der Denkstil sozialer Differenzierung von Gebilden nach Größenordnung hat einen spezifischen Vorteil gegenüber der Konfrontation der starken Selbststeuerung des Akteurs in Handlungstheorien mit seiner Fernsteuerung bei Bourdieu, nämlich die Idee der ›losen Kopplung‹ (Goffman 1983) der Gebilde, ein freies Zusammenspiel, in dem die Unbestimmtheit des Sozialen besser erhalten bleibt als in einer Kausalerklärung. Es ist nicht nötig, den Akteur durch seine ›Subjektivierung‹ zu brechen, es reicht, ihn zu zerstreuen.

Ziehen wir ein kurzes Fazit. Die Praxistheorie ist ein in Entwicklung befindliches ›Vokabular‹ (Reckwitz 2003: 284). Dabei fließen Sprechgewohnheiten über Soziales aus unterschiedlichen Theorietraditionen zusammen. Auch wenn sie sich nicht immer trennscharf einzelnen Ansätzen zuordnen lassen, so ist die in diesem Aufsatz vorgenommene Differenzierung vielleicht hilfreich:

Fokussierte Verhaltensseinheiten	Sinnquellen	Menschliche Partizipanden	Formierung der Partizipanden
Tätigkeiten	interaktiver Sinn	Teilnehmer	Handlungsverteilung
Handlungen	subjektiver Sinn	Akteure	Selbststeuerung
Praktiken	kollektiver Sinn	Subjekte	Subjektivierung

Sprechgewohnheiten in Theorien des Handelns

Problematisch an Praktiken als ›Typ der Handlungserklärung‹ ist der im Kollektivismus der ›Wissensordnungen‹ nachhallende Individualismus des Akteurs. Es ist richtig, das Hantieren mit Dingen und das selbstbezogene Handeln zu berücksichtigen, aber es scheint mir unangemessen, es gleichrangig

neben das Interagieren und Kommunizieren mit Anderen zu stellen. Außerdem revidiert es jene genuin soziologischen Dezentrierungen des Subjekts, die es als *Teilnehmer* an Interaktionen und langwelligeren sozialen Prozessen charakterisierten. Deshalb habe ich versucht, das Denken von Praxis wieder stärker an mikrosoziologische Grundbegriffe anzuschließen. Denn was die empirische Praxisforschung vorfindet, sind nicht ›subjektivierte‹ Handelnde, sondern Teilnehmer an sozialen Prozessen von variabler Dauer und Ausdehnung.

LITERATUR

- Barnes, Barry (2001): »The Macro/Micro Problem and the Problem of Structure and Agency«, in: George Ritzer/Barry Smart (Hg.), *Handbook of Social Theory*, London, S. 339-351.
- Bourdieu, Pierre (2001): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*, Frankfurt a.M.
- Goffman, Erving (1963): *Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings*, New York.
- Goffman, Erving (1983): »The Interaction Order«, in: *American Sociological Review* 48, S. 1-17.
- Habermas, Jürgen (1995): »Handlungen, Operativen, körperliche Bewegungen«, in: ders., *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt a.M., S. 273-306.
- Hillebrandt, Frank (2009): *Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität*, Wiesbaden.
- Hirschauer, Stefan (2004): »Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), *Doing Culture. Zum Begriff der Praxis in der gegenwärtigen soziologischen Theorie*, Bielefeld, S. 73-91.
- Hirschauer, Stefan (2008): »Körper macht Wissen. Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs«, in: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.), *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel, Bd. II.*, Frankfurt a.M., S. 974-984.
- Hirschauer, Stefan (2011): »Sei ein Mann! Implizites Zeigen und praktisches Wissen«, in: Robert Schmidt/Wiebke-Marie Stock/Jörg Volbers (Hg.), *Zeigen. Dimensionen einer Grundtätigkeit*, Weilerswist, S. 89-104.
- Hirschauer, Stefan (2015): »Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivität jenseits von Mikro und Makro«, in: Bettina Heintz/Hartmann Tyrell (Hg.), *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen. Sonderband der Zeitschrift für Soziologie*, Stuttgart, S. 109-133.

- Joas, Hans (1992): Die Kreativität des Handelns, Frankfurt a.M.
- Jullien, Francois (1999): Über die Wirksamkeit, Berlin.
- Latour, Bruno (2001): »Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität«, in: Berliner Journal für Soziologie 11, S. 237-252.
- Latour, Bruno (2006): »Über technische Vermittlung: Philosophie, Soziologie und Genealogie«, in: Andrea Belliger/David Krieger (Hg.), ANThologie, Bielefeld, S. 483-528.
- Luhmann, Niklas (1987): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M.
- Mead, George Herbert (1932/2002): »The objective reality of perspectives«, in: ders., The Philosophy of the Present, New York.
- Mead, George Herbert (1991): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt a.M.
- Parsons (1937/1968): The Structure of Social Action, New York.
- Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.
- Reckwitz, Andreas (2008): »Multikulturalismustheorien und der Kulturbegriff. Vom Homogenitätsmodell zum Modell kultureller Interferenzen«, in: ders.: Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kultursoziologie, Bielefeld, S. 69-93.
- Reckwitz, Andreas (2010): »Auf dem Weg zu einer kultursoziologischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus«, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), Kultursoziologie. Paradigmen – Methoden – Fragestellungen, Wiesbaden, S. 179-205.
- Ryle, Gilbert (1949/1969): Der Begriff des Geistes, Stuttgart.
- Schatzki, Theodore R. (2002): The site of the social: A philosophical account of the constitution of social life and change, University Park.
- Schindler, Larissa (2011a): Kampffertigkeit. Eine Soziologie praktischen Wissens, Stuttgart.
- Schindler, Larissa (2011b): »Teaching by doing: Zur körperlichen Vermittlung von Wissen«, in: Michael Meuser/Reiner Keller (Hg.), Körperwissen. Über die Renaissance des Körperlichen, Wiesbaden, S. 335-350.
- Sudnow, David (1979): Talk's Body. A Mediation between two key boards, New York.
- Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen.

